

# Der Missionsgedanke in Heimatkunde, Geographie etc.

Autor(en): **Zingg, Rosa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 19: **Der Missionsgedanke in Erziehung und Unterricht**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537672>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber Nacht ist sie entstanden und über Nacht ist sie verdorrt. Da sollte ich kein Mitleid haben mit der grossen Stadt Ninive, in der über 120 000 Menschen leben, die nicht zwischen rechts und links zu unterscheiden wissen (also Kinder! Somit muss die Stadt um 700 000 Einwohner herum gezählt haben, was auch jetzt noch die auf-

gefundenen Ruinen beweisen) dazu noch so viele Tiere!

Gott sorgt für alle, er denkt nicht nur an die Vernunftbegabten, sondern auch an die unvernünftigen Geschöpfe. Warum so furchtsam, wir Kleingläubigen?

Gossau.

Johann Schöbi.

## Der Missionsgedanke in Heimatkunde, Geographie etc.

Es handelt sich hier darum, schlicht und einfach ein paar Möglichkeiten aufzuzeigen, wo und wie im Unterricht der Missionsgedanke angeregt, beleuchtet, bereichert werden kann. Er soll Freude machen, indirekt erziehen, keine Belastung werden für die Schüler, sollte so etwas wie ein „roter Faden“ oder vielleicht lieber ein recht diskreter „goldener Faden“ sein, der überall aufleuchten kann (nicht muss!), ähnlich dem heimatlichen Prinzip im Gesamtunterricht.

Ziel ist vor allem, den Schülern die *richtige Missionsidee zu vermitteln*, das Odiöse, Enge, das dem Begriff leider so oft anklebt, wegzubringen oder nicht aufkommen zu lassen. — Da „wächst“ in der Stadt ein neues Quartier aus dem Boden, oder es wird in der Schule ein Neubau besprochen, oder man stellt den Schülern eine Beobachtungsaufgabe am eigenen Haus daheim bezüglich: Standpunkt, Fundament, Material, Einteilung, Böden, Röhren, Maschinen, Zimmer, Möbel, Farben, Stoffe, Gebrauchs-Schmuckgegenstände, Auto etc. Woher stammt das alles? Wie viele Hände, in wie vielen Ländern, in und ausser Europa, arbeiteten da, bis alles an und im Hause war! — Eine Unzahl Hände, von denen niemand etwas weiss, eine lange Reihe Unbekannter, deren Arbeit aber da ist und dem Ganzen dient. Menschen, die einen Auftrag hatten und erfüllten — direkt oder indirekt — zum Zustandekommen des Gesamtbaues. — „Auftrag, Sendung“ heisst lateinisch *missio*, Mission. Das Wort kennt man schon. In der „Mission“

handelt es sich auch um einen Auftrag, um eine Sendung zum Bau eines Riesenwerkes auf Erden, um die grosse Stadt des Reiches Christi. Sie birgt jetzt schon ca. 345 Millionen Menschen (die Katholiken der ganzen Erde). Der Bau dehnt sich aber immer weiter aus, über alle Erdteile hin. Die „Vorarbeiter“ sind die Priester (ca. 350 000). Alle haben ihre Sendung, ihre Mission, jeder ist Missionar für seinen „Bauplatz“, auch der Herr Pfarrer, Kaplan, Vikar in unserer Gemeinde. Aber an den äussersten und ausgesetztesten Punkten im grossen Bau der Gottesstadt wirkt eine Gruppe Schwerarbeiter, sie „hebt Erde aus“, schiebt die Fundamente des Gottesreiches vor in die unermesslichen Gebiete des Heidenlandes, wo noch jene Milliarde Menschen wohnt, von der unser Heiliger Vater Pius XI., der Papst der Missionen, sagt: „Sie lässt mir keine Ruhe Tag und Nacht.“ Jene nennt man besonders „Missionare“. Es sind deren ca. 13 000 Priester, unterstützt von ca. 5000 Hilfsmissionaren, 32 000 Missionsschwestern und 75 000 Missionshelfern, also eine Gruppe von rund 125 000 Arbeitern — viel zu wenige, und sie benötigen Hilfe aus dem „Innern der Stadt“. Da drinnen wohnen wir; unser „Haus“ ist gebaut, ohne unser Verdienst, ohne unser Zutun. Wir dürfen nicht allein an uns denken; als Glieder des grossen Ganzen sind wir für das Ganze da. Es ist nicht Sache der Sympathie, nicht Liebespflicht allein, sondern Gerechtigkeitspflicht, uns für jene „dort draussen“ zu interessie-

ren, ihnen zu helfen, wie jeder kann. Prägen wir das den Schülern tief ein: „Was immer du denkst, sprichst, betest, tust in Missionsintentionen ist ein „Stein“, den du niederlegst im Gottesbau; mag es ein ganz verlorener, verborgener sein — er trägt, und der „Herr des Hauses“ weiss darum und um die Hand, die ihn gelegt.“

In der Heimatkunde erklärt man den Schülern die N a m e n. Ueber Personennamen sagen Sie etwa: Ursprünglich, als noch nicht so viele Menschen zum Verwechseln da waren, genügte ein Name für eine Person; heute hat jede mindestens zwei. Der erste gehört nur dir (Joseph), der zweite (Müller) auch deinen Eltern und Geschwistern und manchen Verwandten, d. h. der Familie, und darum nennt man ihn Familienname, jener ist der Vorname. Die Bedeutung des Vornamens ist „sinnvoll und kennzeichnend für den Charakter eines Volkes, poesievoll bei den Orientalen, gottesfürchtig bei den Juden, nüchtern sachlich bei den Römern, wehrhaft bei den Germanen“. Für die Bildung der deutschen Familiennamen kommen 4 Hauptmöglichkeiten in Betracht. 1. Die Verwendung des Vaternamens als Familienname, z. B. Joseph (= Vorname), Hermann (= Fam.-n.), oder man verdeutlichte, indem man dem Vaternamen —sohn, —sen anhängte: Mathissohn, Hansen, oder man nahm den Genitiv des Vaternamens: Peters, Andreae, Pauli. — 2. Lokalnamen als Familiennamen bezeichnen Herkunft oder Wohnsitz, z. B. Böhm(e), Frank(e), Hess, Amberg. Auf Flurnamen gehen zurück z. B. Erlenbruch, Mooser, Grünenfelder, Rosenthal; auf Hausnamen und Hauszeichen: Ochs, Rothschild, Traube, Neuhaus, Althaus etc. — 3. Sehr viele Namen entstanden aus Berufsbezeichnungen: Gewerbe, Aemter, Stände: Müller, Schneider, Pfeifer, Metzger, Beck, Fischer . . . Vogt, Graf, König, Kaiser, Richter, Schult-hess, Schreiber, Ammann . . . Meier, Bauer, Bürger. — 4. Ergeben sich Familiennamen

aus körperlichen oder geistigen Eigenschaften, Gewohnheiten; darunter sind viele Spitz- und Spottnamen: Rot, Klein, Dick, Lang, Schwarz, Weiss, Schläfer, Speck, oder man gab sich oder anderen Tiernamen zum Vergleich: Löwe, Fuchs, Fink, Adler etc. — Bei uns denkt niemand mehr an die Entstehung seines Namens. Die Bildung desselben ist vollzogen und abgeschlossen, sogar gesetzlich geschützt, darf man doch den Familiennamen nicht ändern ohne Genehmigung durch die Behörde. — Von diesem Kapitel ist der Weg zum Missionsgedanken leicht zu finden. In dem und dem Missionsbericht war von Häuptling Griffith erzählt, von Sesa, Sempi, Mahenge, Kwai . . . Leute, die nur einen Namen tragen. — Eine Missionsärztin aus Südafrika fand einen sterbenden jungen Neger und brachte ihn zur Taufe. Auf ihre Frage, wie er heissen wolle, machte er sich in seiner Sprache einen Namen zurecht, der übersetzt heisst: „Ich folge dir“ . . . Sinnvolle Selbstbildung seines Namens! In Abessinien bekommen die Kinder oft Namen nach den Umständen ihrer Geburt: „Freude, Leid, Erwartung, Friede, Trost, Streit, Kind der Nacht . . . des Morgens etc.“ Ein eingeborner schwarzer Lehrer stellt sich vor: „Ich bin Pauli, Sohn des Joseph, meine Frau Rosina, Tochter des Alen.“ — Verwendung des Vaternamens zu näherer Bestimmung. Der Neger ändert seinen Namen beliebig, benennt sich nach alltäglichen Dingen und Erfahrungen, bis etwas kommt, das ihm noch mehr Eindruck macht und wieder einen neuen Namen abgibt: Gürtel, Sansibar, Giraffe, Ohrenring etc. Ein Beispiel aus Chile! Der Vater heisst Perez. Seinen ersten Sohn nannte er nach dessen Mentalität Sanson Radical, die erste Tochter nach ihrer Länge Justicia Espada (Schwert) und die zweite nach der Breite Australia Tonel (Fass!). — Aus Gesagtem ziehen die Schüler den Schluss: Die Neger Afrikas, die Indianer etc. stehen heute auf dem Punkt, wo unsere Urahnen standen; sie

bilden ihre Namen ganz ähnlich, wie unsere in alter Zeit entstanden sind.

Bei der Behandlung der Pfahlbauten bekommen die Schüler den Begriff: Pfahlbauten sind Hütten und dorfartige Siedelungen auf Pfählen in seichtem Wasser, auf vermoorten Ufern von Seen und an Flüssen. In unseren Gegenden gehören sie in die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Kultur. Man bringt den Schülern aber bei, dass in Wirklichkeit die Pfahlbauten nicht an bestimmte Völker und Zeiten gebunden sind, sondern heute noch vorkommen bei zahlreichen Naturvölkern. Zweck der Pfahlbauten war und ist: Schutz gegen Mensch und Tier; der Platz zur Siedelung war ohne mühsames Roden von Wäldern gegeben. Der Form nach waren sie bei uns rechteckige Hütten, ein- oder mehrräumig, meist mit Firstdach; sie lagen einzeln oder in Gruppen auf Plattformen; Rundbauten waren selten und nur für bestimmte Zwecke z. B. Fischreusen. — Suchen wir eine Brücke zum Missionsgedanken! Statt neutral zu sagen: „Es gibt heute noch Pfahlbauten in Südostasien, Ozeanien, Südamerika und im Innern Afrikas,“ bringen wir eine Missionszeitschrift mit und lesen eine lebendige Beschreibung der Sache, verfasst von einem Schweizer-Missionar in Ozeanien: „Ich lebe mitten unter den Leuten, steige täglich in ihre Pfahlhütten hinauf. Diese sind aus Bambusstämmen und Palmenblättern gebaut, meist vieleckig, mit hohem Spitz- oder Satteldach; eine Türe führt in den einen fensterlosen Raum.“ Ein Afrikamissionar schreibt: „Im Innern Afrikas findet man Pfahlbauten auf trockenem Boden, in Tschungeln mit hohem Bambus, aber auch im Schatten der Palmen und Bananen und mitten in freiem Gelände. Der Hauptzweck dieses Wohnens in der Höhe ist der Schutz gegen Raubtiere und gegen kriechende Tiere. Zudem bringt der Eingeborene nicht so viel Zeit in der Hütte zu, wie ihr im Hause. Sein Tagewerk besorgt er im Freien; die Hütte ist nur Zufluchts-

und Ruhestätte. Die dicke, fensterlose Bambus-, Stroh- oder Palmlätterwand, mit Lehm verstrichen, schützt vor Hitze, und was noch wichtiger ist, in der Nacht vor zu starker Abkühlung. Das Innere ist bienenkorbartig mit Kegeldach aus Stroh.“ Endlich liesse sich noch ein von Kapuzinern und Salesianern missioniertes Land anführen, das seinen Namen von grossen Pfahlbaurdörfern hat. Als die Spanier diese Siedelungen am Golf von Maracaibo fanden, nannten sie dieselben Klein-Venedig, Venezuela. Bald ging der Name von den Lagunen auf das ganze Land über.

Wenn die Aare- oder Linthebene oder das Broye-Gebiet in der Schule behandelt ist, das Kapitel: Entsumpfung und Rodung zum Zweck der Bodengewinnung, der Verbesserung des Klimas, der Schaffung von Verkehrsmöglichkeiten, zur Anlage von Gehöften, Weilern, Dörfern, liesse sich der Stoff durch ein paar Hinweise auf die Missionen beleuchten und vertiefen. Gerade auf diesem Gebiet liegt eine Hauptarbeit der Missionare und nicht nur der Patres und Brüder, sondern auch der Schwestern, und in jüngster Zeit sprechen da besonders auch die Missionsärzte mit. Fr. Dr. Maria Kunz, unsere schweizerische Missionsärztin, ist eben daran, in ihrem Gebiet in Südafrika einen geeigneten Ort zu finden zum Bau eines Missionsspitals; die Schwierigkeiten häufen sich: der Platz in zentralster Lage hat kein Wasser, anderswo ist der Boden zu sandig, der Ort hat zu viel und starken Wind. Am liebsten baute sie in gesunder, schöner Lage, in dicht bevölkerter Gegend, es wäre auch Wasser dort, aber sie ist zu abgelegen, es führt nur eine schmale Strasse hin, auf der das Auto bei Regenwetter an gefährlichen Stellen ins Schleudern kommt. — P. Hilarius Kaiser, von Zug, Benediktiner-Missionar, von Uznach, seit 1908 im Tanganykagebiet, erzählt die Verschiebung eines ganzen Dorfes am Nyasasee. Lituhi, das alte Negerdorf, stand un-

ten am Ufer des Sees, gefährdet vom Hochwasser des Ruhuhu (Krokodilfluss), Sandstürmen und Nebeln ausgesetzt, geplagt von Termiten. P. Hilarius fand ca. 1 Stunde landeinwärts einen günstigen Platz auf einer Felsenterrasse mit beständigem kühlem Lüftchen, ohne Moskitos und termitenfrei. Er baute dort eine Notkirche und eine gesunde Schwesternwohnung. Als die Mission in die Höhe rückte schritten die Rodungsarbeiten fort, und bald kam auch das Volk mit seinen Hütten nach. — Im hohen Norden, z. B. in Alaska, sind die Schwierigkeiten einer Siedlung wohl noch grösser für den Missionar, das Ringen mit der Kälte, den Schneestürmen, dem Treibeis, mit der unendlichen Oede und Einsamkeit, der weiten Entfernung und dem primitiven, beinahe einzigen Transportmittel des Hundeschlittens.

Im Anschluss an die Entdeckungen, Kolonien liesse sich etwas einfügen über „Die Schuld des weissen Mannes gegenüber den farbigen Rassen“. Wer ist schuld am Misstrauen und der verhaltenen Wut des Indianers? an seinem Sprichwort: „Wo der weisse Mann seinen Fuss hinsetzt, wächst kein Gras mehr“? Der Weisse nahm ihm sein Land, zwang ihn in Wälder und Berge, machte Jagd auf ihn, wie auf „anderes Wild“ und schoss die ursprünglich ca. 45 Millionen zählenden Stämme auf wenige aussterbende Reste zusammen oder vergiftete sie durch seine eingeschleppten Krankheiten und den Alkohol. — Warum nennt der gelbe Mann des Ostens den Europäer den „Teufel des Westens“? — Daher diese bewusste, von Abscheu getragene Abkehr gegen alles, was mit westlicher Kultur zusammenhängt, besonders seit dem Weltkrieg. — Und wer begreift nicht die Verbitterung der Schwarzen und ihre hier und da spontanen Racheakte am Weissen, der ihn kaufte und verkaufte und zum elendesten „Arbeitstier“ machte? Und wer anders als der weisse Vater ist schuld an dem traurigen Dasein gewisser Mischvölker? z.

B. der Halbschwarzen in Afrika, die von oben und von unten gemeine Behandlung erfahren. — Wenn uns auch diese Schuld nicht direkt, persönlich angeht, so sollten wir doch im katholischen Geiste gutmachen helfen, das heisst ins Praktische übersetzt: uns einsetzen für die Missionen, die den Menschen an Ort und Stelle wohltun. — „Wohltun“? Eine Frage, die man sehr oft gegen die Missionen hört: „Leisten die Missionen wirklich Kulturtat? Wird die Lebensweise der Eingeborenen durch die Mission zu Gunsten der Naturvölker umgewandelt, verbessert? Wäre es nicht besser, sie einfach ihren Verhältnissen, die ihnen doch entsprechen, zu überlassen? Warum ihnen so Fremdes aufdrängen?“ — Wer die Frage vom Standpunkt des gläubigen Christen aus ansieht, — „getauft oder ungetauft?“ — dem ist sie schon gelöst; er steht zum Missionsbefehl des Erlösers. Aber auch für andere ist die Antwort leicht zu finden. Erstens ist die Kultur der Naturvölker zum grossen Teil schon beeinflusst von der Kultur der Weissen, sehr oft in negativem Sinn, also ist es ganz in der Ordnung, von weisser Seite auch einen positiven — dass er positiv ist, wird bewiesen — Einfluss auszuüben. Ferner ist ihre primitive Lebensweise keineswegs so befriedigend, kein „halber Paradieseszustand“, dass sie sich nicht gerne von aussen helfen, heben und fördern liessen. — Fr. Dr. Kunz schrieb am 17. April 1936: „Bei den Schwarzen merkt man gelegentlich, dass es für sie das reinste Erlebnis ist, wenn ein Weisser zu ihnen kommt, der sich um sie annimmt, von dem sie fühlen, dass er es gut meint mit ihnen“ und unter dem 28. April: „Gestern versicherte mir so ein stämmiger Neger: Du bist die erste Weisse, die in unser Land kommt und uns lieb hat.“ Am 13. Mai ruft ihr eine Schwarze entgegen: „Mein Herz ist traurig, weil ich dich so lange nicht mehr sah.“ Am 1. Juli 1937 versicherte mir ein Missionar aus jener Gegend: „Fräulein

Dr. Kunz ist die am meisten geliebte Persönlichkeit der ganzen Mission." — Die Mission ist Vorkämpferin für wahre Menschenrechte. Sie schützt das Kind; in gewissen Gegenden Afrikas z. B. konnte die Säuglingssterblichkeit von 60% auf 15 heruntergebracht werden. Sie hebt die Würde der Frau; man denke an das traurige Los der Frau<sup>1</sup> im Islam, an ihre Minderwertigkeit in China. Von einer Japanerin stammt der Satz<sup>1</sup>: „Glauben Sie nicht, dass wir glücklich sind. Wir sind von Kindheit an darauf gedrillt, glücklich auszusehen, in Wirklichkeit sind wir alle, alle sterbens-unglücklich.“ (S. 10.) Bekannt ist das „von aller Welt abgeschnittene, trostlose Dasein der Witwen in Indien“; in Afrika ist die Frau das Arbeits-tier des Mannes und Mittel zum Gelderwerb. Die Mission schützt die Familie, zeigt den Adel und das Glück der Arbeit, achtet fremdes Volkstum. Wie passt man sich, so weit man nur kann, dem Volke an; der Missionar wird Chinese mit dem Chinesen. Und wie sehr kommt der jetzige Heilige Vater in diesem Sinne jedem Volke entgegen und sucht ihm einen Eingeborenen-Klerus zu schenken. Die Missionen kämpfen für die Eintracht der Völker, gleichen soziale Gegensätze aus.

Grosses wurde und wird von ihnen geleistet auf wissenschaftlichem Gebiete. P. Wilhelm Schmidt S. V. D. ist heute einer der führenden deutschen Ethnologen, Sprachforscher und Religionshistoriker. Er erforschte die Sprachen Ozeaniens und Südasiens, erkannte als erster die Einheit der austroasiatischen Sprachen und den Urmonotheismus der ältesten und primitivsten Völker. Er ist Verfasser vieler wissenschaftlicher Werke, Gründer der internationalen Zeitschrift „Anthropos“. Sein Mitbruder P. Martin Gusinde S. V. D. genießt

<sup>1</sup> Vergl. Das Frauenproblem in den Missionsländern v. Prof. Dr. Beckmann. Verlag Sekretariat des Missionskreuzzuges der stud. Jugend der Schweiz. Imensee 1934 (Fr. 1.20).

ebenfalls internationalen Ruf als Ethnologe; er erforschte die Araukaner, die nordamerikanischen Indianer, die Feuerländer (von diesen wurde er durch die feierliche Jugendweihe zum Stammesmitglied gemacht), und seine letzten Forschungsreisen führten ihn zu den Pygmäenstämmen des Kongo-Urwaldes. — P. Edelbert Blatter S. J. (1877 in Rebstein, St. Gallen\*, am 26. Mai 1934 in Vorderindien †) ist einer der wissenschaftlichen Begründer der indischen Botanik, Ehrenmitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Bombay und der englischen Linné-gesellschaft. — Im Mai 1936 zeichnete die Entomologische (insektenforschende) Gesellschaft Frankreichs den Jesuiten P. Piel, Direktor des Heude-Museums an der kathol. Universität Aurora in Shanghai mit ihrem Preise aus. — Das Chinin war bis ins 17. Jahrhundert das Geheimnis der Indianer Südamerikas; 1630 wurde es einem Jesuitenpater mitgeteilt; von 1855 an gelang die Pflanzung des Fieberrindenbaumes auch in Java, Ceylon und Vorderindien. — Seit 1931 führt P. Rutten in China in den Missionsgebieten der Scheutvelder Gesellschaft den Kampf gegen den Flecktyphus, mit dem von Prof. Dr. Weigl in Lemberg hergestellten Serum. Von 1910—1930 waren 112 Mitglieder der Gesellschaft gestorben, darunter 84 an Flecktyphus, 46 unter 35 Jahren. P. Rutten hat ein mikrobiologisches Laboratorium an der Universität Peking, wo seit 1934 der Impfstoff für die Missionen Nordchinas hergesellt wird. — In Südafrika unternehmen Aerzte und Missionare einen Antimalariafeldzug. Von einem Missionar aus Ozeanien sind besondere Forschungen über Syphilis bekannt und ein Verfahren, womit man den verseuchten Eingeborenen wieder aufzuhelfen versucht. — Unberechenbar ist der Einfluss der Missionen in Asien auf die geistige Elite, die intellektuellen Kreise, durch Gründung von Mittel- und Hochschulen, so die Universitäten: Beirut in Syrien, in Indien: Madura, Mangalore, Bom-

bay, Kalkutta, in China die Auroro in Shanghai, in Japan die Universität Tokio. In Japan führen die Marianisten hochangesehene staatliche Kollegien: Tokio (mit 1300 Stud.), Osaka (850), Nagasaki (750), Yokohama (200); das von Honolulu zählt 1300 Studenten. — Berühmt sind die Namen der beiden Jesuitenastronomen der Pekinger Sternwarte im 17. Jahrhundert P. Roh und P. Schall<sup>2</sup>. Dieser verfasste eine Astronomie in 150 Bänden in chinesischer Sprache, hatte einen Einfluss am Kaiserhofe, wie vor und nach ihm kein Abendländer. Gelehrten Mitbrüdern Pater Schalls übertrug der Kaiser die kartographische Aufnahme des Reiches und der Grenzländer; das Werk wurde 1708 aufgenommen und 1732 die Karten für den Druck gestochen und erstmals veröffentlicht. Man staunt heute noch über ihre Genauigkeit. — Das Jahr 1936 brachte die Vollendung eines sprachwissenschaftlichen Meisterwerkes: „Neues Handbuch der chinsischen Schriftsprache“ in 8 Bänden, von P. Huarte S. J. — Soviel, ein winziger Ausschnitt aus einem herrlichen Ganzen als Antwort auf die Frage: „Leisten die Missionen Kulturtat?“

Kehren wir wieder zur Schule zurück! Zu grösseren Schülern! Missionsgedanken ergeben sich leicht im Anschluss an die *Behandlung der Landesprodukte in den verschiedenen Erdteilen*. Fassen wir den Stoff praktisch und fragen wir etwa: „Was hat man zu Mittag“ auf einer Missionsstation? Dort sind wir unter den Armen, und man begnügt sich mit der gewöhnlichsten Volksnahrung. In China und Japan gibt's Reis oder Sojabohnen (das vegetarian. Fleisch), vielleicht noch rohes oder gekochtes Gemüse oder Früchte, in Indien Reis mit Cury und viele Früchte, besonders Bananen, in Zentral- und Ostafrika Mais, Hirse, Reis, Datteln, Kokosnuss, Brotfrucht. Maniona (Manikok) -Mehl, Erdnüsse und Fische isst der Indianer Brasiliens; seine Brüder in Süd und Nord leben

<sup>2</sup> Sein Leben, 1936 in Saarbrücken erschienen. Der grosse Doktor Tang, Jesuit und Mandarin.

von Jagd, Fischerei, Landwirtschaft; in den kältesten Regionen nährt und wärmt sie der Tran. — *Von den Genussmitteln* „macht der Kaffee den feurigen Araber, der Tee den zeremoniellen Chinesen“, am Negerbier berauscht sich der Kaffer, am Saft der Agave der Mexikaner (Pulque); am Schlafmohn stirbt der Asiate, am Feuerwasser der Patagonier. Bethel ist der herbe Genuss des Inders; am Kauen der Fieberrinde (Chinin) strafft sich der Indianer zu Arbeit, Not und Strapazen. Am Tabak raucht sich der Schwarze, der Braune, der Gelbe, der Rote, der Weisse Gemütlichkeit an.

Auch von *Radio-Nachrichten, Zeitungsnotizen* kann man auf die Missionen kommen. Vielleicht wissen die Schüler von Schweizermissionaren oder Schwestern in den betreffenden Gegenden. „Was hat wohl dieses Ereignis (Krieg, Raubüberfälle, Epidemien, Heuschreckenschwärme, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Ueberschwemmung, Trockenheit, Hungersnot etc.) für Folgen in ihren Missionen? Man könnte solche Besprechungen auch festhalten mit Hilfe *stummer Karten*, in die man durch die Schüler Zeichen einsetzen liesse. Eine solche Karte wäre der Stolz einer Klasse; kein Schüler vergässe ein Zeichen, das Wo und Warum. Reisen darauf einzuzeichnen, gäbe eine lebendige Geographierepetition. „Wohin reisen wir? Zu den 8 schweizerischen Missionsbischöfen in der weiten Welt!“ Die St. Galler hätten drei aufzusuchen: Mgr. Joachim Ammann, O. S. B., (von Wil), in Ndanda, Tanganjikagebiet, Ostafrika; Mgr. Vinzenz Wehrle, O. S. B., (Muolen) schon über 50 Jahre in den Missionen, jetzt Bischof von Bismarck, Dakota, Vereinigt. Staaten, Nordamerika und Mgr. Paul Hugentobler, Missions-Gesellschaft Bethlehem, Immensee, in Tsitsikar, Mandschurei, Ostasien. Die Luzerner reisten zu Abt Gallus Steiger, O. S. B. (von Büron) nach Peramiho, Tanganykagebiet, die Freiburger noch weiter nach Port

Viktoria auf den Seychellen zu Mgr. Ernest Joye, O. Cap.; die Graubündner blieben in Dar es Salaam bei Mgr. Edgar Marantha, O. Cap., und der 1863 geborene Schweizer Missionsbischof von Anilon, Aloys Maria Benziger, lebt jetzt als einfacher Karmelitermönch im stillen Kloster in Anilon, Travancore im südl. Vorderindien und ist der berechnete Stolz der Schwyzer. — Zu sämtlichen Schweizern, in allen Missionsländern zerstreut (sie gehören 60 Orden und Kongregationen) ergäben sich für das Jahr 1935 gerechnet) 1125 Reisemöglichkeiten: 389 Missionare (275 Pafres, 113 Brüder), 734 Missionsschwwestern; 1936 fügte dazu die 2 ersten schweiz. Missionsärztinnen.

Wir sehen, es gibt manche Möglichkeit, im Unterricht in Heimatkunde und Geographie eine Brücke zu schlagen zum Missionsgedanken. Die ganze Behandlung der Sache ist der Klugheit, dem feinen Empfinden, dem pädagogischen Takt der Lehrperson überlassen, sie richte sich nach der Reife und der Einstellung der Schüler und merke sich, dass sie selbst vertieftes, wahres Missionsinteresse nur wecken und erhalten kann, wenn sie es aus warmer Seele spendet. Und dazu kommt man durch Lektüre guter<sup>3</sup> Missionsschriften und im Bewusstsein, auch einen Stein niederlegen zu dürfen im Bau der Stadt Gottes unter den Menschen.

Freiburg.

Sr. Rosa Zingg.

---

## Mittelschule

---

### Paulus und das Missionsideal

(Zur Pflege des Missionsgedankens an unseren Mittelschulen.)

Die Missionsbewegung unserer Zeit hat in den Kollegien starke Wurzeln geschlagen. Die Missionsvereine pflegen den Baum mit jugendlichem Schwung. Ihr höchstes Ziel ist die Weckung und Förderung von Missionsberufen. Oft genügt ein packender Lichtbildervortrag oder ein Film, eine Predigt von einem erfahrenen Missionär, um in den Herzen der Studenten das Feuer hell auflodern zu lassen. Aber dieses Feuer bedarf der Läuterung, der Vertiefung, der Bewährung. Es kann sich an Aeusserlichkeiten nähren, an Abenteuern, an der Neuheit und Weite ferner Länder, am geheimnisvollen Reiz des Urwaldes. Das eigentliche Wesen des Apostelberufes kann trotz grösster Begeisterung dem Blickfeld noch fern liegen. Soll aber der Beruf sicher sein und die Jahre der Entwicklung mit dem erwachenden Sinn für das schöne Leben in Europa überdauern, so muss nach und nach das Romantische am Missions-

leben in den Hintergrund treten und das Wesen des Apostels nach Ideal und Wirklichkeit prüfend, scheidend und erziehend vor die junge Seele treten.

In einigen Kollegien haben sich eigene Gruppen von Missionsaspiranten gebildet, die sich die Läuterung und Vertiefung des Missionsberufes zum besondern Ziel machen. In einer solchen Gruppe wurden während den zwei letzten Jahren Vorträge über den grössten Missionär, den hl. Paulus, gehalten. Eine vorzügliche wissenschaftliche Grundlage dafür bot das Buch von Karl Pieper: Paulus, seine missionarische Persönlichkeit und Wirksamkeit (Münster i. W. 1929). Im folgenden werden einige Leitgedanken aus dem Versuch, die jungen Missionsberufe am Vorbild des hl. Paulus grosszuziehen, festgehalten.

Paulus immer modern. Es gibt

---

<sup>3</sup> Sehr zu empfehlen das Missionsjahrbuch der Schweiz. Verl. Akademisch. Missionsbund, Freiburg.